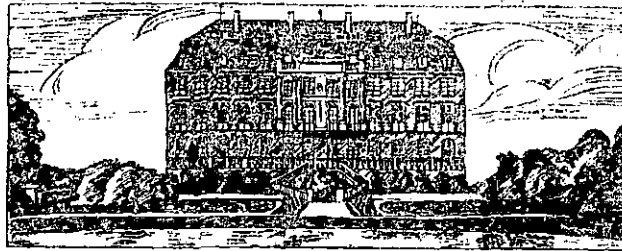


Brühler Heimatblätter

zur Pflege heimatlicher Geschichte, Natur und Volkskunde

(erscheint jeden Monat als Beilage
der „Brühler Zeitung“,
Einzelnumm. 10 Goldpfennig)



Schriftleitung:
Seminar-Studienrat J. Nießen
Druck und Verlag:
Buchdruckerei P. Becker, Brühl
B. m. b. H.

Nr. 3

März 1926

7. Jahrgang

Erinnerung an den Karnevals-Sonntag am Rodderberg.

Faschingstrubel in den Straßen,
Überall Musik und Tanz,
Selbst des Dörfleins stille Gassen
Schauen wilden Mummenschanz.

Doch entflohen sind wir heute
Diesem Rausch der tollen Zeit
Aus der lauten Großstadtfreude
In die stille Einsamkeit.

Wo einst Feuerhut entquollen
Aus der Erde tiefstem Schoß,
Wo heut schwarze Lavaschollen
Liegen in dem feuchten Moos,
Steht die Schar andächtig hörend
Hoher Weisheit ernstes Wort,
Und der Rede Sinn belehrend
Doppelt wirkt an diesem Ort.

Doch nun fort von dieser Stätte
Und hinauf zur Höhe ganz!
Da! Der Sieben Berge Kette
Liegt vor uns im Sonnenglanz.

Röln.

Und kein Maler kann es geben
Dieses Bild so märchen schön,
Wie die blauen Schleier schweben,
Leicht verhüllen Stadt und Höhn.

Doch wir müssen weiter lenten
Noch die Schritte allzumal,
Wo sich dort die Hänge lenten,
Geh't's hinab ins stille Tal.

Nur der Wildbach plätschert mun' er,
Schnellen Laufes er entflieht.
Aber seht dort! Welch ein Wunder!
Rosentrot ein Strauch dort blüht!

Seidelbast, nicht woll'n wir rauben
Dir dein herrlich Blütentleid! —
Aber hoffnungsvoll nun glauben,
Daß der Frühling nicht mehr weit.

Grün ist's unter dürren Zweigen,
Frühlingsahnen überall.
Laßt mich ruhen hier und schwelgen!
Ferne tollt Prinz Karneval.

Julie Teichmann.

Frankentaufe am Vorgebirge

Burpurne Röte steigt über dem samt dunklen Höhenzuge, welcher nach Morgen hin die breite Rheinsenke umsäumt, und sich in den lichten Morgenhimmel empor. Noch liegt ein lastendes Schweigen über den weiten Waldfluren, welche den flachen Talboden und den reichgeschwungenen Berggräben überziehen. Aber unaufhaltsam hebt sich die glänzende Goldschale aus dem nachtdunklen Lager. Klar treten jetzt die Fernen hervor. Der blaue, langgelagerte Gebirgskopf dort drüben über dem Scheitel des Waldrückens, wo das Sonnenroß nach langer, heißer Tagesfahrt zur nachtkühlen Ruhe hinlenkt, hebt sich scharf aus dem Grünblau der Wälder. Davor wölben sich dunkelfarbene Kuppen in steilem Aufstieg aus den wallenden Dämpfen der Ebene.

In der schier unübersehbaren Waldbreite der Ebene, über die das wogende Licht sich ergießt, ist weit und breit keine Spur einer Siedelstätte zu erblicken. Aber nach dem Waldbang hin, im Anstieg des Höhenrückens, klappt hier und da eine Bude in der grünen Waldwildnis. Und

gar drüben, aus der schmalen Bodensenke 1) die in die Wand des Berghanges sich hineinbuchtet, quellen feine, duftblaue Rauchwölkchen in die klarsichtige Morgenluft. Sie kündigen die Nähe einer menschlichen Wohnstätte. Wie sorgfältig der Platz gewählt worden ist. Auf dem Grunde der tief eingesenkten Rinne, in die sich ostwärts ein hell blinkender Wasserlauf ergießt, sind eine Anzahl hochgieblicher Fachwerkhäuser hingebaut, die mit der Umgebung wie verwachsen erscheinen. Jedes für sich gelagert, werden sie allseitig von grünen Feldstreifen und Wiesen umgeben. Auf dem sonnenseitigen Schrägange laufen die Ackerbreiten in lustigem Schwunge bis auf die Hochfläche, wo der anstrebende Wald als dunkler Saum den Abschluß bildet. Auf der umseitigen Talstraße breitet noch der Wald seinen krausen Teppich. Als drohende Schutzwehr umgeben altersgraue Eichen und hochstrebende Buchen die im Boden versenkte Heimstätte. Selbst der

1) Die Talsenke, worin sich der nördliche Dorsteil von Walberberg lagert.

ungestüme Südwest erreicht nicht die umsäumte Talmulde. Die zahlreichen Baumstümpfe in den Feldern bezeugen, daß dort vor nicht langer Zeit noch die Wipfel gerauscht haben. Sind es doch kaum hundert Jahre her, da ein kleiner Trupp fränkischer Bauern, die vom Norden kommend, dem alten Wege am Fuße der Höhenzelle folgend, das liebliche Täälchen erschauten und sich dort nach langer Wanderschaft niederließen, in hartem zähen Kampfe dem alles beherrschenden Urwalde Stück für Stück abdrängen. Nun führen die Enkel jener Einwanderer, die schon längst dort oben, wo ein kleiner, roter Heidefleck im schattenden Walde aufleuchtet, von der Mühsal ihrer harten Tage ausruhen, den Kampf mit dem grünen Ungeheuer weiter, mit harter Faust und zähem Willen.

Am Ostende des Dorfes, dort wo der südwärts gerichtete Weg die Talsenke schneidet, sammelt sich jetzt eine bunte Schar. Um mehrere alte Männer, mit schon weißgebleichtem Haupt- und Barthaar, reihen sich jüngere Frauen und Kinder. Männer in der Kraft ihrer Jahre und auch einige Jünglinge, rank und schlank gewachsen mit prächtigem Goldhaar, gesellen sich zu ihnen. Die Gesellschaft scheint noch jemanden zu erwarten, denn angestrengt schauen sie in den Talgrund.

Da schreitet vom oberen Dorfsende ein schon hinfahrter Mann und nähert sich mit zögernden Schritten der Gruppe. Eine prächtige Gestalt ist dieser M'e. Noch hat ihn die Last der Jahre nicht gebeugt; aufrecht mit federndem Gange schreitet er dahin. Wohl steht sich hier und da in das Gold seines Haares ein heller Silberfaden. Man sieht ihm an, daß er gewohnt ist, mit Waffen zu handhaben. Es ist ihm augenscheinlich unbehaulich, ohne Waffen auszugehen. Hat er doch wenigstens einen derben Knotenstock mitgenommen, den er ab und zu in die den Weg säumenden Sträucher niederhauen läßt. Mit freundlichem Gruße wird er, den sie Winfried nennen, von den Versammelten empfangen und gemeinsam schreiten sie weiter, dem Gebirgshange folgend.

Nach kurzem Marsche öffnet sich zur Rechten eine Einsattelung, woraus ein kleiner, klarer Gebirgsbach gar lustig hervorsprudelt. Weiter bergwärts erheben sich vom Bachgrund eine stattliche Reihe Fachwerkhäuser 2) denen zur Seite auf hoher Erdschwelle, ein mit starker Holzpallade umgebenes größeres Gehöft sich anschmiegt. Schon warten hier einige Männer und Frauen, die aus der höher gelegenen Talsiedlung hinuntergestiegen sind, auf die Kommenden. Vereint ziehen sie jetzt weiter gegen Süden. Allenthalben macht sich uns Knospen und Sprießen an Baum und Strauch und Rain bemerkbar. Die schlanken, zitternden Birkenbüsche haben schon einen grünen Schleier umgeworfen. Narzissen und Maiglöckchen wiegen bereits ihre Köpfchen im Wiesengrund. Am Sandhang leuchtet aus goldenen Augensternen der noch blätterlose Hufslattich. Gar mancher frischknospende Strauch empfängt einen wuchtigen Hieb vom Knotenstocke Winfrieds, der am Schlusse der Wanderschaft zögernd einherschreitet. Zerstreute Hütten liegen hier, am Berggrund Schutz suchend in offener Zeile.

Geloderte Nebelschwaden drängen vom Strom und Ebene gegen den Fuß der waldbüberspannten Höhenzelle. In ungewissen Umrissen hebt sich jetzt ein dunkles Gebölz aus dem lährigen Talhang heraus.

Von allen Seiten kommen Wanderer, die auf Waldpfaden dem Haine 3) zustreben. Sie alle kennen die ein-

jame Stätte. Haben sie doch alle schon dort in nächstlicher Stunde, unter den alten Eichen und Eschen, den hehren Göttern, Wodan dem Allvater und Schlachtenlenker, dem donnernden Thor, wie auch dem lieblichen Baldur geopfert. Aber jetzt ist die alte, heilige Stätte verändert. Die mächtigen Eichen sind gefällt und aus ihrem Kernholze, woran Jahrhunderte geschaffen, ist eine prachtvolle Halle entstanden. Hohe kerbgeschnittene Pfosten, von tiefuntergeschuitenen Hohlkehlen umsäumt, tragen das steil anhebende Dach, aus dem schreckhafte Drachenhäupter gierig hervorpringen. Seltsam ineinander verknötete Tiergestalten, die in wildem Spiele sich selber verschlingen, umsäumen in Holz geschnitten, das enge, hufeisenförmig 4) gestülpte Portal, dessen Türsturz im unentwirrbaren Gewimmel ineinander verenkter Fabelwesen völlig überdeckt. Ueberstattet wird dieser Eingang von einer geräumigen, offenen Vorhalle.

Ein Halbdunkel, wie unter dichtem Blätterwald, empfängt die Eintretenden. Nur spärlich wird die gebräunte Halle durch kleine Oeffnungen unter dem weit vorspringenden Dachgesims erhell't. Aber an der Stirnseite der Halle flutet reicheres Licht durch silberartig durchbrochene Holplatten hinein und kämpft sich von dort aus einen Weg in das schattende Dunkel. Ein prasselndes Holzfeuer flammt in der Mitte des Raumes aus einer Bodenerkennung. So herrscht in der ragenden Halle ein unablässiger Kampf zwischen dem goldstrahlenden Tageslicht, dem dräuenden Dunkel und dem Gladerschein des Herdfeuers. Ein wogendes Auf und Ab, ein Ringen zwischen Nacht und Licht.

Rajä, füllt sich jetzt der Hallenraum. Auch Winfried hat einen Platz gefunden, der ihm einigermaßen zusagt. Im Schlaglichter zweier Holzpfosten in der Nähe des Einganges hat er sich hingestellt und von dort aus gewinnt er einen vollen Ueberblick über das Innere des Gotteshauses. O, er verliert sehr wohl die Sinnlichkeit, den Sinn, der in dem wogenden Kampfe, zwischen dem strahlenden Lichte und dem finster dräuenden Schatten liegt. Wallt und brodel't es doch auch in seiner Seele, ohne daß eine Klärung anhebt. Gewiß nur widerwillig, fast gegen seinen Willen, ist er in das Haus des neuen Gottes gekommen. Aber er will sich fügen, sich nicht mehr ausschließen. Mag auch manches ihm noch fremd und unbegreiflich erscheinen. Und doch lauert im Grunde seines Herzens der Zweifel, muß er immer wieder an seine alten, lieb gewordenen Götter denken. Ja, wie hat er dem Wodan, dem Allvater, in so mancher Wetternacht entgegengejauch't, wenn er hoch über allem Niedrigen auf eifertigem Wolkenrosse mit seiner stürmischen Sippe dahinstrafte, auf daß die Pappeln und Eichen im Grunde qualvoll aufstöhnten ob dem tollen Ritt. Hat nicht Thor, der Donnerer, seine Macht bereugt, wenn tausend Feuerschände die Wolken zerrissen, wenn Himmel und Erde in den Grundfesten schütterten. Ist nicht Baldur, der liebliche, milde, nach jedem Winterschreden wieder auferstanden zu stahlender Herrschaft. Das alles soll nun versinken vor dem neuen, stillen, sanften Gotte mit dem wehleibigen Antlitz, soll versinken ins Nichts, wie ein fahles Abendrot vom kalten finstern Haupte der Nacht verschlungen wird. Aber wenn die alten Götter nur Truggestalten waren, ist das, was über den neuen Gott berichtet wird, nur lautere Wahrheit!

Der kleine, viereckige Altarraum, der, fensterlos, gegen Morgen hin sich zur Halle öffnet, ist jetzt erhell't vom Goldglanze zweier Wachslichter. Winfried steht, vom Lichte umflossen, den Priester im lichten, wallenden Gewande, das hl. Opfer, von dem er schon so oft gehört, darbringen. Geheimnisvolle Worte entsteigen dem Priester-mund, die zwar fremd, doch dem Sinne nach von den Be-

2) Das heutige Trippelsdorf.

3) Die Stelle, wo sich die alte Kirche von Merten erhob. Merten ist sicher einer der ältesten Pfarrorte des Berges. Der Name, wie auch der Patron der Kirche, der hl. Martin, bezeugen dieses zur Genüge. In der Regel wurde der hl. Martin an die Stelle des Wodans gesetzt. So ist es recht wahrscheinlich, daß sich an Stelle der alten Mertener Kirche ein Wodanheiligtum befunden hat.

4) Der Hufeisenbogen ist eine Erfindung der germanischen Westgoten. Als die Mauren später nach Spanien kamen, haben sie den Hufeisenbogen von den Westgoten übernommen.

zern verstanden werden. Das kisternde Feuer in der Hallenmitte sinkt tiefer und tiefer, nur noch schwache Glut glimmt aus den Scheitern. Das Mittag der flimmernden Wachslichter tritt immer schärfer hervor. Lieblicher Wohlgeruch schwebt auf blauen Schwingen durch den heiligen Raum. Eine feierliche Stille weht von Wand zu Wand, deren Schauer auch Winfried im Beben seines Herzens verspürt.

Nach vollbrachtem Opfer schreitet der Priester in die Tiefe der Halle, wo ein in Holz gefaßtes Wasserbeden sein dunkles Auge öffnet. Heil und Frieden wünscht er denen, die heute die Taufe und den Eintritt in die Gemeinschaft der Kirche, als die Letzten der Gegend, erwünschen. Kräftig und laut schallend klingt sein Mund in der Sprache des Landes. Von dem heilenden und heilenden Gottessohne erzählt er voll Feuer und Wärme, von dem Gottmenschen, der heute vor beinahe 600 Jahren, aus der Nacht des Grabes siegreich emporstieg. Er kündet, daß wer nunmehr in rechter Gesinnung den alten Göttern abschwört, als Bruder willkommen sei.

Wie sie ihn voll Erwartung anblicken, da hebt er seine Stimme zu gewaltiger Stärke. Wie die scharfen Beilehbe der Rabart im hallenden Walde schwingen seine Worte über die harrende Schar. Schwört mir, so lautet seine Rede, ohne Hintergedanken und antworte ein jeder mit freudigem Herzen: „Forsahistu unholdun?“ (Widersagst du dem Unhold?) Und alle antworten: „Jh fursahu.“ (Jh widersage.)

„Forsahistu unholdun uuerer indi uuillon?“ fragt der Priester weiter. (Widersagst du dem Unhold mit Werk und Willen?) Und wieder tönt es zurück: „Jh fursahu.“

„Forsahistu allem them bluostrum indi den gelton indi den gotum thie im heideneman zi geldom enti zi gotum haben?“ (Widersagst du allem Blutopfer und allem Geldopfer an die Götter, die man im Heidentum zum Opfer an die Götter hatte?) Einen Augenblick ist es stille in der Schar, dann aber klingt doch von jedem sein: „Jh fursahu!“ Aber jetzt durchdringt es Winfried wie ein Sch'ag; er schnellt empor und hält wie abwehrend seine Arme von sich gestreckt. Nein und tausendmal nein schreit es in seinem Innern auf; was er vor hatte, war der Bruch mit seiner ganzen Vergangenheit, war Verrat an seinen Göttern. Er sieht das Auge des Priesters auf sich gerichtet, klar und mild, er sieht ein Leuchten in dessen Auge, wie er es noch nie in eines Menschen Auge gesehen. Aber es ist zu spät; sein Entschluß gefaßt. Lieber will er in der Wildnis allein für sich leben als seinen Göttern abschwören. Rasch macht er kehrt und eilt in langen Schritten zum Ausgange.

Wohl schaut ihm der Priester traurig nach, aber er bewahrt seine Fassung. Scharf klingen seine fragenden Worte an die Menge: „Gilaubistu in got fater almachtigan?“ (Glaubst du an Gott, den allmächtigen Vater). Und alle rufen: „Jh gilaubu!“ (Jh glaube). „Gilaubistu in chriit gotes sun nerimnton?“ (Glaubst du an Christus, Gottes eingeborenen Sohn?) (Jh glaube). „Gilaubistu in heilagan Geiſt?“ „Jh gilaubu!“ „Gilaubistu einen heilagan got almachtigan in thrinisse et in ninnisse?“ (Glaubst du an einen allmächtigen Gott in der Dreieit und in der Einheit). „Jh gilaubu!“

„Gilaubistu heilaga gotes kirchun?“ „Jh gilaubu!“ „Gilaubistu turuh taufunga suntenono vorlazineſſi?“ (Glaubst du an der Sünden Nachlassung durch die Taufe?) „Jh gilaubu!“

„Gilaubistu lib after tode?“ (Glaubst du an das Leben nach dem Tode?). Und zum letzten Male antworten alle: „Jh gilaubu!“

Nun tritt einer nach dem andern in das Becken, und das Wasser des Heiles wird über jedem Einzelnen ausgegossen. Freudig bewegt schlüßelt der Taufvater die neuen Christen in seine Arme.

Vor den Stufen des Altars ringt sich ein helles Dankgebet von den Lippen des Priesters. Das große Werk der Bekehrung ist im wesentlichen vollbracht. Mag auch hier und da ein Außenseiter wie Winfried sich sträuben und abseits halten. Er weiß zwar, mit der Taufe sind noch nicht alle Spuren des Götterglaubens getilgt. Denn dieser Glaube ist zäh und glimmt im stillen weiter. Aber Gott wird seine Hilfe auch weiterhin nicht versagen. Der Gottessohn mit seiner milden Lehre hat gesiegt. Preis und Lob dem Welterlöser. P. N. Tholen.

Wem verdankt Brühl seine Entstehung und seinen Ausbau?

Von Dr. Joseph Nießen.

Es war in den Zeiten des Zerfalls der deutschen Kaiserherrlichkeit, in der Zeit des Interregnums, in der „Kaiserlosen, der schrecklichen Zeit,“ als auch hier am Rhein die machtpolitischen Gegensätze der kleinen Herren und Grafen, von keiner starken Reichsgewalt gebändigt, sich in dauernden Kämpfen und Fehden austobten.

Damals benutzte die Stadt Köln, die reichste, volkreichste und mächtigste Stadt Deutschlands, die Gelegenheit, sich der Herrschaft der Kölner Erzbischöfe zu entziehen. Sie hatten das auch schon früher versucht, in der Zeit der letzten Staufer, als die Kurfürsten am Rhein sich in dem Grafen von Holland einen eigenen König erwählten, aber damals hatte die machtvolle Persönlichkeit Konrad von Hochstaden noch die Fäden in der Hand gehalten und der unruhigen Stadtbevölkerung, wenn auch vorübergehend einmal von ihr besiegt, seinen Willen aufgezwungen. Ja er fühlte sich noch so sicher in der Stadt, daß er nach dem Brande des alten Domes des Erzbischof Hildebalde den Grundstein zu dem gewaltigen neuen Dom legte, der seine Bischofskirche werden sollte.

Seine Nachfolger waren nicht so glücklich, sie verstanden es nicht, die innerstädtischen Gegensätze gegeneinander auszuspielen; die geeinte Bürgerschaft von Köln kämpfte im Bunde mit ihren sog. Edelbürgern, den Grafen von Jülich und Limburg, in 10jährigem blutigen Ringen um ihre Selbständigkeit, die Erzbischöfe wurden aus ihrem Palast am Domhof vertrieben. Erzbischof Engelbert II. starb gebrochenen Herzens zu Bonn.

Die Erzbischöfe gaben aber darum den Kampf nicht auf; von Bonn oder von Brühl aus traten sie von neuem in den Kampf. Und dieser ständige Gegensatz zu Köln veranlaßte den Erzbischof Sigfried von Westerburg im Jahre 1284 eine feste Burg zu bauen, die an der Stelle des heutigen Schlosses lag. Seitdem war Brühl die bevorzugte Residenz der Kölner Erzbischöfe, bis es im 16. Jahrhundert von Bonn abgelöst wurde.

Wie kam es nun, daß damals Brühl diese Stellung innerhalb des kölnischen Territoriums erhielt? Das hängt eng zusammen mit den erzbischöflichen Besitzungen, die in und um Brühl lagen, und mit der Art der mittelalterlichen Hofhaltung.

Brühl war, wie gesagt, der Mittelpunkt ertragreicher großer Besitzungen der Erzbischöfe, und bereits Erzbischof Philipp von Heinsberg, der Nachfolger Reinolds von Dassel und gleichfalls Kanzler Friedrich Barbarossas, hatte diesen Mittelpunkt geschaffen, indem er die erzbischöflichen Tafelgüter d. h. Güter, deren Ertrag den persönlichen Bedürfnissen der Erzbischöfe vorbehalten waren, zu Pingsdorf und Merreche, d. i. der alte Name für Rietberg, zum Burghof von Brühl vereinigt. Die Art der mittelalterlichen Ausnutzung des Landbesitzes war dem heutigen Pachtsystem ähnlich, nur daß keine Geldzahlungen erfolgten, sonder die Pacht in Naturalleistungen bestand. Feste Häuser im Mittelpunkte des jeweiligen Grundbesitzes dienten

der Sicherung der aufgespeicherten Getreide und Futtermittel. Es mußten daher an Brühl abliefern alle die Bauern, die Pachtgüter vom Erzbischof hatten in Brühl und seiner Umgebung, dann in Merten, Roesberg, Melternich, Weilerwilt, in Weidesheim und Giesdorf.

Dieses Gebiet genügte, um die Ernährung und Verpflegung des Hofhaltes und der Besatzung der Burg in Brühl für den größten Teil des Jahres sicherzustellen. So kam es, daß der Erzbischof sich mit seiner Umgebung vielfach, wenn auch längst nicht immer, in Brühl aufhielt. Eine feste Residenz hatten die Fürsten damals nicht, sie zogen von Burg zu Hof, und von Hof zur Stadt; erst im Zeitalter der Geldwirtschaft, nach dem Ausbau eines regelrechten Steuersystems konnten feste Residenzen und Zentralverwaltungsmittelpunkte entstehen.

Der Kampfstellung der Erzbischöfe gegen die Stadt Köln verdankt Brühl seine Erhebung zur Stadt. Zwei Städte wurden fast gleichzeitig von den Kölner Erzbischöfen begründet, deren Lage deutlich den Zweck der Stadterhebung kennzeichnet; auch die Urkunden mit den weitgehenden Vergünstigungen für die Bürger entsprechen einander und lassen deutlich die Vorpostenstellung der Städte erkennen: ich meine Lechenich mit der Kampffront gegen Jülich, das sonst fast überall bis zum Vorgebirge vorgehoben war, und Brühl mit der Front gegen das abtrünnige Köln.

Am 27. April 1285 verließ Erzbischof Siegfried von Westerburg der Stadt Brühl städtische Freiheit und Verfassung. Aber nicht nur auf die geringe Einwohnerschaft des Städtchens und auf die trostige Burg allein sollte sich die Kampfstärke der neuen Truhfeste stützen; ein großes Gebiet, über das eigentliche Stadtgebiet das Rierberg und Bingsdorf mitumfaßte, hinaus wurde als Beifang zu Brühl geschlagen: die Orte: Hönningen, Weiß, Sürth, Godorf, Innendorf, Hoppendorf (eine Wüstung in der Gegend des Langenaderhofes) Meschenich, Engeldorf, Vöchem, Badorf, Eddorf und Geildorf. Die Bewohner dieser Orte hatten die Pflicht, beim Rufe der Bann- oder Alarmlöde der Stadt bewaffnet zu Hilfe zu eilen. Dafür erhielten die Bewohner ähnlich wie die Stadtbürger besondere Vorteile bezüglich ihrer Gerichtsbarkeit vor selbstgewählten Schöffen.

Die Bestimmung, daß jeder Stadteinwohner sich einen Harnisch und die Waffen auf eigene Kosten zu besorgen habe, ist nichts Auffälliges und zeigt uns nur, wie weit die allgemeine Wehrpflicht im Mittelalter in der Zeit der Kämpfe und Fehden ging. (Schluß folgt).

Aufruf zur Sammlung rheinischer Volkslieder

Die durch den Krieg und seine Nachwirkungen unterbrochene Sammlung der rheinischen Volkslieder wird die dem Rhein. Wörterbuch und dem Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande in Bonn angegliederte Sammelstelle nunmehr wieder aufgenommen.

Es ist beabsichtigt, ein Volksliederarchiv der Rheinlande zu schaffen, das durch Veröffentlichungen auf den Niederschlag des Volkes veredelnd einwirken soll und dem Forschenden zu Diensten steht.

Die gerade in den Rheinlanden so blühende Heimatlunde läßt erwarten, daß auch dieser Zweig der Heimatforschung die gebührende Unterstützung aller Freunde der Heimat finden wird, dies um so mehr, als es gilt, der jungen Generation den herrlichen Niederschlag der Alten wieder ins Herz zu pflanzen.

Soll aber das Rheinische Volksliederarchiv seinen Zweck erfüllen, so bedarf es der Unterstützung aller Heimatfreunde und Liederkundigen.

Wenn jeder Ort bloß ein Lied übermittelte, so wäre schon ein beachtenswerter Grundstock geschaffen.

Jedes aus früheren Zeiten stammende Lied, das noch heute im Gedächtnis des Volkes haftet und auswendig gesungen wird, jedes Reigenlied der Mädchen, jedes Kinderlied ist der Aufzeichnung wert.

Text und Melodie sind anzugeben; wer nicht notenfundig ist, teile wenigstens den Text mit.

Im Besitze mancher älteren Leute befinden sich auch geschriebene Liederhefte, die man uns zur Abschrift leihweise überlassen möge.

Alle, die bereit sind, das Rheinische Volksliederarchiv durch Beiträge zu unterstützen, bitten wir, sich zu wenden an die Geschäftsstelle des Rheinischen Wörterbuchs in Bonn, Poppelsdorfer Allee 25.

Zum 31. Januar 1926

Es woget und brauset der herrliche Strom,
Es flutet die Menge zum heiligen Dom.
Von Flammen umstrahlet in leuchtender Pracht
Entsteigt er den Schaiten der Mitternacht.
Ein Rausen und Flüstern schwillt an zum Gebräus,
Unwirbelt wie Sturmwind das Gotteshaus.
Und dröhnend in ehernem Ränge vom Turm
Die „deutsche Glode“ sie läutet zum Sturm
Zum Freudesturm, der die Herzen durchbebt
Und was sie verkündet, den Lippen entschwebt
In tausendfach jauchzendem Jubelschrei

Wir sind frei!

In mächt'gen Akkorden zum Himmel erschallt
Ein freudig Te Deum mit Allgewalt,
Und donnernd wirft seine Wogen zum Strand
Der deutsche Rhein im befreiten Land.—
Ihr Brüder, die Treue, sie machte uns frei,
Sie sprengte die knechtenden Fesseln entzwei;
Und wie das Münster zum Himmel sich streckt,
Gen Himmel zum Treuschwur die Hände geredt:
Nie trenne uns Sader und irrender Wahn,
In Treu zu einander woll'n immer wir stahn,
Daß nimmer wir werden den Völkern zum Spott
Ein Vaterland! Ein Volk! Ein Gott!
Brühl. Albert Reiner mann.

Frühlingsgruß

Es steht ein Berg in Feuer,
In feurigem Morgenbrand,
Und auf des Berges Spitze
Ein Tannenbaum überm Land.
Und auf dem höchsten Wipfel
Steh ich und schau vom Baum,
O Welt, du schöne Welt, du,
Man sieht dich vor Blüten laum!

Eichendorf.

Nachtrag zur Literatur über das Vorgebirge

- Munera. Von P. A. Tholen. 1925, Nr. 4.
- Löffel. Von P. A. Tholen. 1925, Nr. 6.
- Die letzte Wanderfahrt des Brühler Lehrerseminars und der Seminarschule. (Vorgebirge, Swister Berg). 1925, Nr. 9.
- Melternich. Von Dr. Fritz Reuter. 1925, Nr. 11.
- Das letzte Keltengrab auf dem Vorgebirge. Von P. A. Tholen. 1925, Nr. 12.
- Römergrab bei Brühl. 1925, Nr. 12.
- Ein Palmenwald auf dem Vorgebirge. Von P. 1926, Nr. 1.